

IV. Kolonialwirtschaftliches.

1. Landwirtschaftliche Tierzucht in unseren afrikanischen Kolonien.

Von Regierungstierarzt a. D. Schröter,
Dozent an der Deutschen Kolonialschule in Wixenhausen.

Unsere afrikanischen Kolonien sind seit der Zeit, bis zu welcher unsere Kenntnisse zurück reichen, stets schon Länder gewesen, in denen menschliches und tierisches Leben in reicher Fülle geherrscht hat, und wo die Eingeborenen des Landes einen gewissen Grad der Kultur erreicht, die Schätze des Landes ihren Bedürfnissen und Anschauungen entsprechend ausgebeutet und sich zunutze gemacht und Besitzstand erworben haben. Es hat also allenthalben eine gewisse Urproduktion der Eingeborenen bestanden, die wir bei der Besitzergreifung der Kolonien vorgefunden und weiterhin sinngemäß zu unserem eigenen Vorteil ausgenutzt haben, um davon ausgehend unser koloniales Kulturwerk zu beginnen. Einer der Hauptzweige der Urproduktion der Eingeborenen unserer afrikanischen Schutzgebiete war von jeher die Viehzucht, die sich auf die Lebensbedürfnisse der Menschen, auf den natürlichen Viehreichtum und auf die diesem Wirtschaftszweig überwiegend günstigen klimatischen, Boden- und Weideverhältnisse begründete. Natürlich handelte es sich hierbei fast überall lediglich um die laufende Befriedigung der eigenen leiblichen Bedürfnisse entweder hinsichtlich der Ernährung und der Bekleidung oder der Fortbewegung innerhalb engerer Landesbezirke; und zu diesem Zwecke genügte die Tierzucht in ihrer primitivsten Form, in der wilden Aufzucht und Zusammenscharung des vorhandenen Landesviehes ohne Ansehung besonderer Güte und Berücksichtigung möglicher Aufbesserung nach der einen oder der anderen Seite hin. Freilich finden wir auch schon bei den viehzuchttreibenden Eingeborenen Afrikas oft recht gewaltige Unterschiede in der Größe des Besitzes und die daraus resultierenden Rückwirkungen auf das gegenseitige Verhältnis der Besitzenden zu den Besitzlosen. Immer hat sich jedoch bis zur Erschließung der Kolonien durch den Europäer die Viehzucht in Grenzen gehalten und in einer Weise abgepielt, wie sie keineswegs unseren modernen, auf wissenschaftlicher Basis fundamentierten Anschauungen entspricht, und wenn wir demgegenüber heute von einer Tierzucht in den deutsch-afrikanischen Kolonien sprechen, dann legen wir dem die uns aus dem Mutterland her bekannten und anerzogenen Gedanken eines zweck- und zielverfolgenden wissenschaftlichen Systems zugrunde, unter Berücksichtigung des wirtschaftlichen Wertes der Tierzucht für die Kolonie und im weiteren Sinne auch für das Mutterland und bedenken dabei die Möglichkeiten

der Verbesserung der Zucht und Veredelung der einheimischen Rassen unter gleichzeitiger Erhaltung ihrer guten Eigenschaften, was zuerst zu einem Import edlerer schon höher gezüchteter Individuen aus anderen Ländern führte, und für spätere Zeiten aber nach Befriedigung der Bedürfnisse des eigenen Landes einen Export der erzielten Zuchtprodukte und tierischen Erzeugnisse in roher wie zubereiteter Form verheißt.

Da wir unsere landwirtschaftlichen Haustiere, die Einhufer, die großen und kleinen Wiederkäuer, das Schwein und selbst Vertreter unseres Hausgeflügels sowie die Biene in Afrika bereits als Haustiere angetroffen haben, so finden wir jetzt auch alle diese uns aus der Heimat wohlbekannten Zweige der Tierzucht in unseren afrikanischen Kolonien wieder, zum Teil vervollkommenet, z. B. durch den Import weiterer Geflügelsorten und unserer Deutschen Honigbiene, zum Teil aber auch ergänzt durch die Aufzucht in Afrika allein heimischer und doch im Laufe der Zeit zu Haustieren gewordener Tierarten, wie die des Straußes, des Kamels und versuchsweise auch hier und da des Zebras.

Auf eine rasche und erfolgreiche Entwicklung konnte in den deutschen Kolonien Afrikas die Pferdezucht zurückblicken, die in Südwestafrika zu Beginn des Hereroaufstandes im Anfang des Jahres 1904 bereits recht aner kennenswerte Resultate erzielt hatte. In Südwestafrika besaßen, sowohl die den äußersten Norden bewohnenden Ovambos wie auch die Hereros ursprünglich keine Pferde, sie bedienten sich vielmehr zur schnelleren Fortbewegung zum Reitedienst angelernter Reitochsen, und nur die Hottentotten waren späterhin durch ihre südlich des Oranje auf englischem Gebiet Südafrikas lebenden Stammesbrüder in den Besitz einiger Afrikanerpferde gelangt. Das erste Pferd wurde überhaupt erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch einen reisenden Engländer nach Deutsch-Südwestafrika gebracht. Erst im Einsehen der deutschen Regierung, der Einrichtung einer Schutztruppe und der Besiedelung des Landes durch weiße Farmer wurde besseres und wertvolleres Pferdmaterial in unser Schutzgebiet eingeführt. Der Hauptbedarf an Pferden wurde noch bis zum Beginn des Hereroaufstandes im Jahre 1904 aus dem benachbarten englischen Südafrika gedeckt, woselbst das Pferd durch die Holländer eingeführt und in planloser wilder Zucht aufgezogen worden war, bis schließlich erst später die Engländer durch den dauernden Import englischer Vollblutpferde günstiger auf die Pferdezucht einzuwirken sich bestrebten. In Südwestafrika hatte es sich sehr bald die deutsche Regierung angelegen sein lassen, die Pferdezucht systematisch zu fördern und zu heben, und zu diesem Zwecke wurde im Süden des Landes das Gestüt Nauchas angelegt, das unmittelbar vor dem Aufstand bereits über einen Bestand von über 200 Pferden verfügte. Das Material stammte in der Hauptsache aus Südafrika, während man zur Aufbesserung und Veredelung des zwar anspruchslosen, zähen und widerstandsfähigen aber planlos gezüchteten kleinen afrikanischen Tourenpferdes in der Haupt-

sache englisches Vollblut aus Deutschland einführte. Neben dem englischen Vollblut hat unverkennbar das Araberpferd einen bestimmenden Einfluß auf die südafrikanische Pferdezücht gehabt, und auch das vielfach in Südwestafrika gehaltene Basutopony, das Pferd des im Osten benachbarten Basutolandes, besitzt einen großen Anteil edlen arabischen Blutes. In der ersten Zeit des Hereroaufstandes wurden seitens der deutschen Militärverwaltung auch einige Transporte großer und kleiner Argentinierpferde nach Südwestafrika eingeführt, da man sich von diesen Tieren besonders viel versprach. Sie haben jedoch keineswegs den Erwartungen entsprochen, sondern erwiesen sich als wenig brauchbar, faul, schlapp und mit Untugenden behaftet, so daß weiterhin von Ankäufen in Argentinien abgesehen wurde. Wesentlich günstigere Erfahrungen konnten hingegen mit den bald nach Beginn des Aufstandes mit den ersten Verstärkungstransporten der Schutztruppe und weiterhin während der ganzen Dauer des Krieges nach Südwestafrika eingeführten deutschen Pferdetransporten gemacht werden. Zuerst, als der Bedarf noch ein geringerer war, lieferten die einzelnen Kavallerieregimenter aus ihren Beständen die erforderliche Zahl der Pferde, während in der Folge reguläre Pferdemärkte den sich fortgesetzt steigenden Bedarf zu decken hatten. Von diesen im afrikanischen Kriegsdienste verwendeten deutschen Pferdeschlägen haben sich wohl die Ostpreußen am besten bewährt, indem sie von allen die beste und vollkommenste Anpassungsfähigkeit und Brauchbarkeit unter den wesentlich veränderten Lebens- und Nutzungsbedingungen bewiesen, wensichon auf der anderen Seite die Verluste infolge der enormen Strapazen, sowie verheererender Seuchen dennoch außerordentlich bedeutende waren. Diese soeben erwähnten Erfahrungen werden auch in Zukunft ihre Nutzenanwendung finden, da man nicht abgeneigt ist, durch den Krieg in das Land gekommenes noch lebendes, wertvolleres ostpreußisches Stutenmaterial für die Landespferdezücht zu verwenden. Neben den Bestrebungen der Regierung, die Pferdezücht in Südwestafrika nach Kräften zu fördern und in einheitliche Bahnen zu lenken, entwickelte sich auf einer Reihe von Farmen bereits vor dem Kriege eine weitgehende Betätigung auf diesem bedeutungsvollen Gebiet tierzüchterischer Tätigkeit, und erneute in den letzten Monaten erfolgte private Ankäufe von wertvollen arabischen und anglo-arabischen Zuchthengsten aus ungarischen Staatsgestüten geben Zeugnis von dem zuverlässigen Interesse, welches man auch privaterseits der Pferdezücht in Südwestafrika entgegenbringt. Diese paßt sich nun am vorteilhaftesten und zweckmäßigsten den gegebenen klimatischen, sowie den Boden- und Weideverhältnissen des Landes an. Die besten Resultate sind stets in halb-wilder Zucht auf dem harten steinigen Boden in den Grenzgegenden der Namib, des in einer Breite von etwa 100 km parallel zur Meeresküste der Grassteppe vorgelagerten Wüstengürtels erzielt worden; denn hier hielt in erster Linie die Natur selbst unter den Züchtlingen die geeignetste Zuchtwahl, so daß nur die widerstandsfähige, edlere, mit den Vorzügen

des afrikanischen Pferdes, nämlich Ausdauer, Anspruchslosigkeit und Zähigkeit fortan sicher ausgestattete Nachzucht am Leben bleiben konnte. Diese vorteilhaften Eigenschaften des Afrikanerpferdes zu erhalten und daneben die vorhandenen Mängel, namentlich die häufige fehlerhafte Bein- und Fußstellung und schwache Brust zu beseitigen, muß infolgedessen das Ziel aller weiteren Zuchtbestrebungen sein.

In den übrigen afrikanischen Kolonien, in Deutsch-Ostafrika, Kamerun und Togo, hat die Pferdezucht bisher bei weitem nicht die Bedeutung erlangt und erlangen können wie in deren Schwesterkolonie Südwestafrika. Das wesentlich ungünstigere Klima, die ganzen Lebensverhältnisse, die Art des Reisens, sowie der grundverschiedene Charakter der Schutztruppen dieser Länder, gestatten und erfordern nur einen geringen Bruchteil des in Südwest benötigten Pferdmaterials. Soweit eine rationelle Pferdezucht nach heimischem Muster hierbei in Betracht kommt verdient die auf der Dom. Kwai im ostafrikanischen Gebiet West-Nyambara betriebene Zucht eine gewisse Beachtung, woselbst sich im Jahre 1906 nach dem Verkauf einiger ausraugierter Stuten und des Zuchthengstes noch 18 Pferde befanden. Der Hengst sollte inzwischen durch einen in Sansibar oder Bombay anzukaufenden ersetzt werden. Privaterseits wird der Pferdezucht nur hier und da in geeigneten Gegenden auf einigen Pflanzungen etwas mehr Aufmerksamkeit gewidmet, während sich Pferde sonst noch im Besitz von Eingeborenen, insbesondere der oft über reiche Schätze verfügenden Sultane befinden. Auch in diesen Gebieten hat ganz besonders das arabische Pferd einen bestimmenden Einfluß auf die Zuchttrichtung gehabt, das vorzugsweise aus Sansibar und den benachbarten afrikanischen Gebieten seine Blutauffrischung erfuhr. Aber auch Europa hatte dabei seinen Anteil an der Lieferung zuchtfähigen Materials, und endlich wußte sich noch das indische Pferd nach Ostafrika Eingang zu verschaffen als eine Folge des lebhaften Handels, den die zahlreichen Inder an den Plätzen der ostafrikanischen Küste betreiben.

(Fortsetzung folgt.)



2. Urwald-Dokumente und Negerleben in Ostafrika.

Kulturwissenschaftliche Betrachtungen und kolonialwirtschaftliche Lehren aus der Völkerkunde.

Professor von Luschan, Direktor des Berliner Museums für Völkerkunde, sagt in seiner Anleitung für ethnographische Beobachtungen, die wir früher auch an unsere ausziehenden Kameraden verteilten — freilich ohne bisher die erhoffte Wirkung davon zu beobachten —: „Wie kann man in Kolonien Absatzgebiete suchen und schaffen wollen, ohne über die Natur und Art der Eingeborenen auf das genaueste unterrichtet zu sein?“

Daran anknüpfend, finden wir bei Dr. Alfred Mansfeld, der, nach einer vielseitigen kolonialen Tätigkeit in Brasilien und China, zum Schluß als Bezirksamtman in Kamerun, in seiner Verwaltungstätigkeit wertvolle Beobachtungen über die Kamerunneger festgelegt hat in seinem ausgezeichneten Werke „Urwald-Dokumente“*) Vier Jahre unter den Großflusnegern Kameruns, über „Das Verhältnis der Farbigen zum Weißen“ u. a. folgende Ausführungen:

„To think black.“
Mary Kingsley.

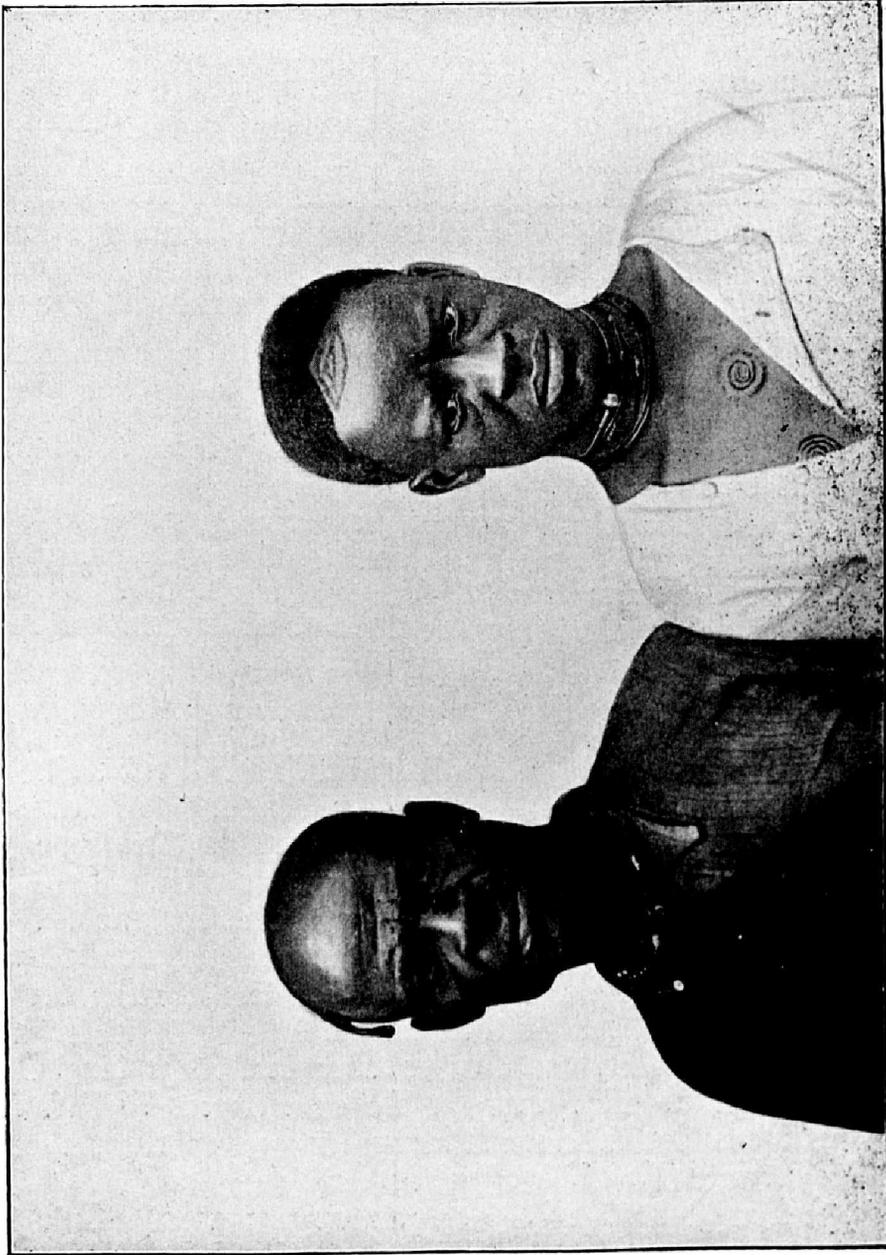
„Man wird gut tun, sich auf Nagels Standpunkt zu stellen und die Eingeborenen nicht als kultur- und geschichtslos zu bezeichnen. Wohin man kommt, sieht man Kultur, bemerkt man Religion und erfährt man Geschichte. Daß diese Kultur weniger mannigfaltig, diese Religion vermischter und diese Geschichte kürzeren Datums ist, darf kein Grund sein, aus einem falschen Rassedünkel heraus den Neger als Tier zu betrachten. Er wird nur zu oft so hingestellt wegen seiner angeblichen Grausamkeit, Faulheit und Undankbarkeit.

Als aus Südwestafrika die Nachricht kam, daß Leichen gefallener Soldaten verstümmelt worden seien, wäre es nicht notwendig gewesen, sich darüber so sehr aufzuregen. Selbst wenn man von dem Standpunkt ausgeht — ich weiß nicht, wer ihn entdeckt hat —, daß Afrika nicht in Marokko, sondern bei den Pyrenäen beginnt, somit die Grausamkeit der Spanier auf das Konto Afrikas zu setzen wäre, finden wir ungewöhnliche Grausamkeiten nicht nur bei unsern Vorfahren, als diese noch keine Anzüge trugen, sondern auch in den Zeitungen von 1908 liest man noch von raffiniertesten Grausamkeiten,

*) Urwald-Dokumente. Vier Jahre unter den Großflusnegern Kameruns von Dr. Alfred Mansfeld. Mit 32 Lichtdrucktafeln, 165 Abbildungen im Text, 2 Karten und Tabellen. Verlag Dietrich Reimer (Ernst Bohsen), Berlin. Preis Mf. 12.—.

so z. B. daß eine Amerikanerin ihre Geliebten im Ofen bratet, und in Befangständen noch 1900 die Marterphäse innerhalb der heiligen Stadt.

Auf der Schingu-Expedition in Brasilien haben wir 1899 mit ansehen müssen, wie Weiße Schildkröten lebendig auf den Rost legten und behaupteten, daß der Braten viel besser schmecke, wenn kein



Hauptling der Arjangs mit Sohn

Tropfen des Saftes verloren gehe. Dieselben Brasilianer präparieren die kleinen Kolibris für unsere Damenhüte, indem sie dem lebendigen Vogel einen Scherenschnitt in die Bauchhaut machen und das ganze Gefieder abziehen, ohne das Tier zu töten; es mag ja wahr sein, daß der Glanz der Federn durch vorheriges Töten nachteilig beeinflusst wird.

Die meisten, die in Afrika Erfahrungen gesammelt haben, dürften wohl ferner mit Rakel darin übereinstimmen, daß die Unterschiede nicht anthropologischer Natur sind, sondern die politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen betreffen, und daß die Unterschiede nicht in abweichender Begabung, sondern in der Verschiedenheit der Bedingungen liegen. Rakel sagt ferner: „Übertragen wir diese Grundsätze auf unsere Aufgabe, so ergibt sich: Wir müssen uns bemühen immer und immer wieder bei Gelegenheit der Häuptlingsversammlungen oder Dienstreisen die Leute anzufeuern, mehr als zum persönlichen Unterhalt gerade notwendig ist, anzubauen. Wir sollen ihnen an der Hand von Wildern, meinetwegen in der „Woche“ zeigen, wie der Panama-Kanal gebaut wird, was er bezweckt, und dann diesen Panamakanal übertragen auf den Urwald, indem wir das nützliche des Reinigens der Nebenbäche unseren Eingeborenen vor Augen führen: Je besser diese Nebenbäche und Flüsse im Oberlauf gereinigt werden, desto stärker wird der Kanuverkehr werden und desto mehr Trägerlasten kommen in Wegfall. Man führe ihnen vor Augen, welchen Nutzen das so oft von ihnen erbetene Chinin einigen Indianerstämmen, in deren Urwald der Chinin Rindenbaum stand, gebracht hat.

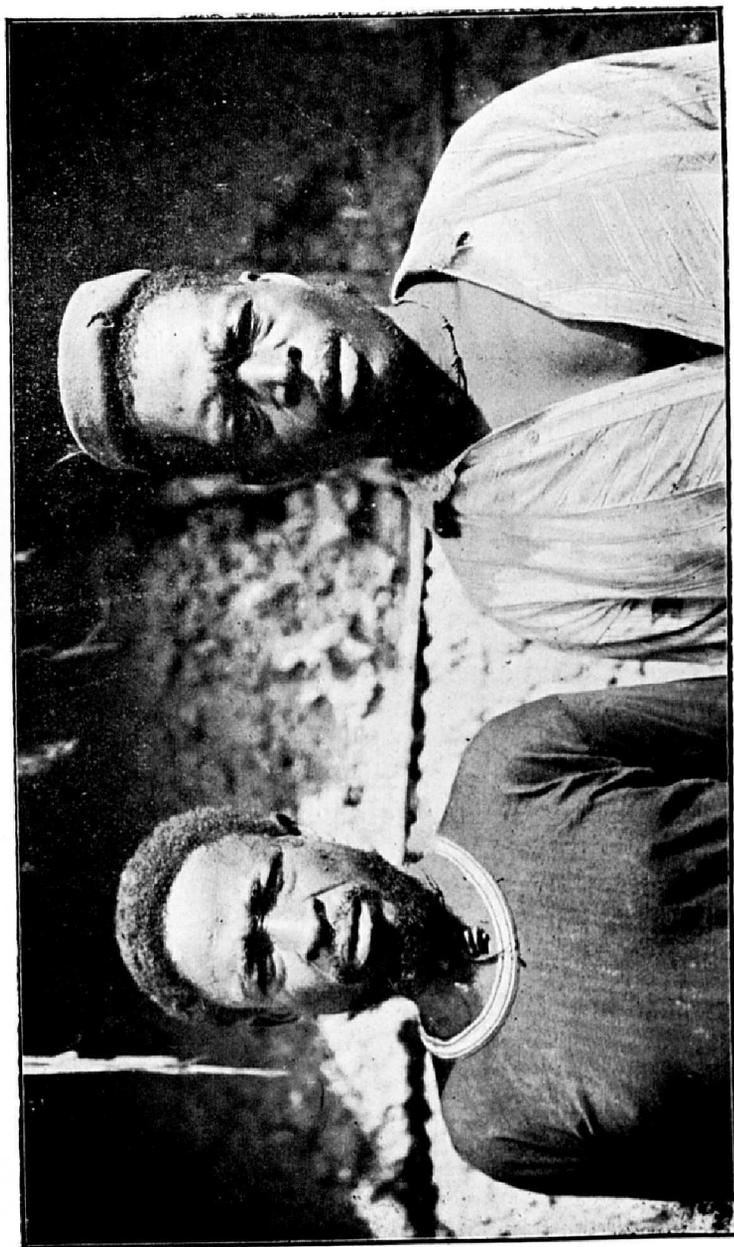
Es ist ganz verkehrt, dem Neger fortwährend Faulheit und Indolenz vorzuwerfen, weil er bisher nicht mehr gearbeitet hat. Uns zwingt die Not bei unserm Menschenüberfluß besondere Leistungen zu vollbringen, wenn wir über den Durchschnitt hinauswollen, und die Früchte dieser Mehrarbeit können wir zumeist schon zu unsern Lebzeiten ernten. Der eine will Geld machen, der andere will eine hohe Stelle erreichen, der Anspruchslosere begnügt sich schon mit einem Orden. Anders liegen die Verhältnisse in Afrika: eine minimale Bevölkerung, keine Not, geringe Anerkennung und kaum sichtbarer Nutzen liegt tatsächlich nur in Ausnahmefällen vor, z. B. wenn plötzlich einmal ein in Europa benötigter Artikel hohe Preise für das Rohprodukt garantiert, wie Gummi und Baumwolle. Aber nicht einmal diese Fälle sind ohne weiteres geeignet, dem Neger die Ueberzeugung beizubringen, daß Mehrarbeit stets Vorteile verschafft. Wenn ein Mann in der Faktorei monatlich 6 Mk. in Lohn d. i. 4 Mk. in Waren erhält, der Bruder aber drei Tage lang Gummi schlägt und dafür 25 Mk., in zehn Tagen also ca. 75 Mk. erhält, so kann man den Leuten einen Widerwillen gegen Trägerlasten und Arbeit im Monatslohn nicht allzusehr verargen.

Außer der Faulheit und Grausamkeit wirft man dem Neger noch eine dritte Charaktereigenschaft vor, die Undankbarkeit. Ich muß zugeben, daß ich in mehreren Fällen Undankbarkeit geerntet habe, aber erstens ist es mir in dieser Beziehung mit Weißen nicht besser gegangen, zweitens fragt es sich, ob Undankbarkeit nicht besser ist als geheuchelte Dankbarkeit und drittens könnte ich im Gegensatz hierzu auch eine ganze Reihe von Fällen der Dankbarkeit anführen.

Mein Hausjunge war auf Wunsch sechs Monate zur Unterstützung seiner Mutter in seine Heimat entlassen worden; so oft ich

in der Nähe des Dorfes zu übernachten hatte, erschien er mit einer Papayaf Frucht und einer Orange, weil er wußte, daß ich jeden Morgen frische Früchte esse.

Ein altes Weib aus Tawo hatte kein Geld und wollte klagen. Ich erledigte ihre Klage ohne Gerichtskostenzahlung und zwar zu ihren Gunsten. So oft ich nun Tawo passierte, und dies geschieht



Seafa-Männer.

monatlich einmal, bringt sie mir Essen und ein Stück Kola zum Zeichen der Freundschaft.

Ich hatte vier Leute aus Rembong mit vier Monaten Gefängnis bestraft, zwei Leute wurden nach zwei Monaten und einer nach drei Monaten entlassen, weil sie erkrankt waren. Als ich später ins Dorf kam, überbrachten mir die vier Leute obgleich schon, wie stets

der Fall ist, der Häuptling die Verpflegung bereit gestellt hatte, eine Schüssel mit Huhn, Sauce und Gemüse; als ich mich wunderte, daß gerade diese Vier mir etwas schenken wollten, wurde mir verdolmetscht: weil ich mich ihrer, als sie im Gefängnis krank waren, angenommen hatte.

Verwaltung ist nicht nur Wissenschaft, sondern auch Kunst. Jeder Verwaltungsbeamte sollte sich die Worte des Hypokrates hinter die Ohren schreiben: das bedeutet: die Erfahrung ist trügerisch, die Entscheidung schwer.

Schwenniger wandte sich mit diesen Worten einmal an die Ärzte, und da sie mit gleichem Recht für uns Verwaltungsbeamte gelten können, führe ich sie wörtlich an: Kunst und Wissenschaft entstammen einer Mutter, der Erfahrung. „Vermittelt der letzteren können wir die vorgefundenen Sachlagen beurteilen, die Kunst aber soll neue Sachlagen schaffen und beide bedürfen der Erfahrung.“

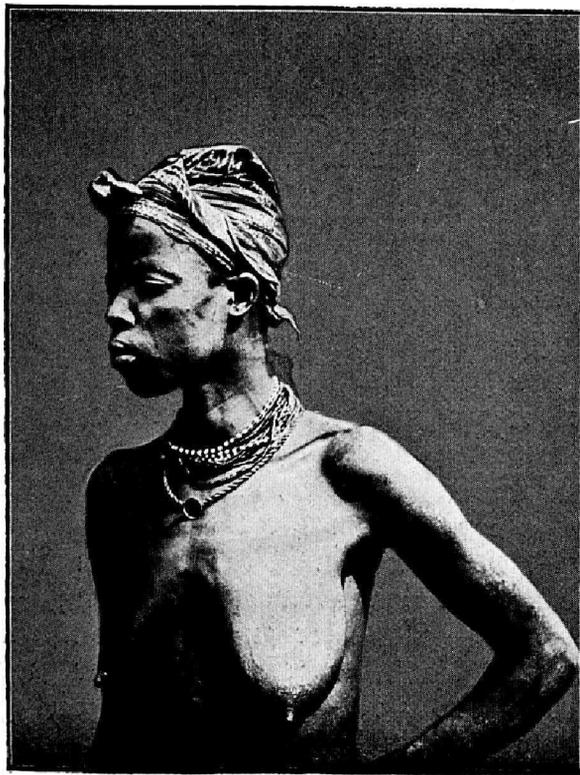
Die Erfahrung hat mich nun überall, unter den Indianern Brasiliens, den Chinesen und Japanern, und den Negern am Großfluß immer gelehrt, die Eingeborenen wie eine photographische Platte, über deren Fabrikation und Belichtung ich im unklaren bin, zu behandeln. In ihrer Gesamtheit stellen sie eine mit einer sehr empfindlichen, aufnahmefähigen Schicht versehene Platte dar, die durch geistige Lichtstrahlen vorbereitet und dann von uns entwickelt werden soll. Der verantwortliche Beamte muß schon bei der chemischen Zusammensetzung dieser Strahlen, mit denen er belichten will, vorsichtig zu Werke gehen, damit nicht der Fall eintritt, daß entweder die Strahlen die Platte verschleiern oder gar nicht auf sie einwirken. Wie vor der Exposition die Mattscheibe erst hin und her gerückt werden muß, bis ein scharfes Bild entsteht, so müssen wir oft erst Probeversuche machen. Später folgt die Entwicklung. Die Entwicklerlösung darf nicht zu stark sein d. h. die Erfahrung lehrt, daß wir, solange uns die Psyche der Eingeborenen nicht genau bekannt ist, vorsichtig mit unseren Begriffen über Recht und Unrecht operieren müssen.

So sehr man sich hüten möge, in einen falschen Optimismus zu verfallen, und mit Gefühlsduselei zu arbeiten, so soll man aber auf der anderen Seite auch nicht eher eine Unbotmäßigkeit mit aller Energie aufs strengste bestrafen, bis man ganz sicher ist, daß ein Mißverständnis ausgeschlossen ist. Ein Verwaltungsbeamter in einer Kolonie muß, um sich Autorität zu verschaffen, stets genügende Kräfte im Rücken haben. Diese aber, die nur für den Notfall in Aktion treten sollen, sind es gerade, welche einmal leicht in Versuchung führen können, daß man sie zu schnell mobil macht, und daher hat Dr. Plehn sehr recht mit seinem Vortrag auf dem Kolonial-Kongreß 1905, in welchem er sagte: „Man sollte vermeiden, Neulingen allein verantwortungsvolle Missionen oder isoliert ferne Posten in Malaria-gegenden zu übertragen, selbst wenn die Leute noch so tüchtig erscheinen.“

Man könnte nun einwenden: das alles wollen wir gern gelten lassen, wenn man nur wie bei den Japanern z. B. wahrnehme, daß der Neger für die westliche Kultur aufnahmefähig ist, aber während bei den Japanern diese letztere überraschende Früchte gezeitigt hat, hat sich der Neger als absolut aufnahmeunfähig erwiesen, daher ist er mit einem Tier auf eine Stufe zu stellen, daher hat es keinen Sinn sich auf langes Eingeborenenstudium einzulassen und am besten ist es, man bringt ihm mit Gewalt unsere Kultur bei. Darauf ist zu erwidern: Wenn auch ein Vergleich nicht gut möglich ist, weil der Japaner vor 1870 nicht mit dem Neger gleichgestellt werden kann, so handelt es sich trotzdem in beiden Fällen um ein Aufspießen fremder Früchte auf einen Stamm — im ersteren Falle auf ein Kulturgewächs, in Afrika auf eine wildwachsende Pflanze. Wenn man nun verlangt, daß die wilde Pflanze ebenso wie ein Kulturgewächs, neue Frucht ansetzen soll, und wenn man bisher bei ihr fast keine Spur eines Ansatzes beobachtet hat, so darf man eines wichtigen Faktors vor allem nicht vergessen, des Gärtners. In Japan waren es abgesehen von einigen Professoren die eigenen Landsteute, die nachdem sie selbst im Ausland beobachtet hatten, ihrem Volk die europäische Kultur brachten, hier in Afrika sind es fremde Gärtner, die arbeiten. Erstere kannten aus Erfahrung die Wachstumsbedingungen des Stammes, wir stehen dem Stamm fremd gegenüber. Erstere hatten leichtes Veredeln, denn sie vermieden alle Fehler, die der fremde Gärtner in Afrika erst durch Erfahrung vermeiden lernen wird. Wir müssen also erst die Wachstumsbedingungen des zu veredelnden Stammes, d. i. seine Ethnographie studieren. Wollen wir vom wilden Baum für uns brauchbare Früchte ernten, so müssen wir ihn erst veredeln. Man muß ja allerdings zugeben, daß wir auf dem Wege der Gewalt vermutlich — auf wie lange ist eine andere Frage — schneller zum Ziel kommen würden, aber Benedix ist unbedingt Recht zu geben, wenn er sagt, daß ein aus eigener Initiative tätiges Volk auf die Dauer viel größere Arbeitsleistungen verspricht, als ein Fronvolk.

Wenn man sich die Frage vorlegt: wie können wir das Ziel, den Neger zur freiwilligen Arbeit heranzuziehen, am besten erreichen, so ist zu antworten: ganz ohne Druck werden wir verzweifelt langsame Fortschritte machen, aber wir müssen — daran ist nun einmal nichts zu ändern — uns auch schon über die kleinsten Erfolge freuen und uns mit der Tatsache abfinden, daß nicht wir, sondern die nächste Generation ernten wird. Unser Kolonisationskatechismus muß lauten: Unablässige, fortgesetzte Belehrung der Häuptlinge; Anhören aller, auch der geringfügigsten Beschwerden der Eingeborenen; denn dadurch werden wir erst ihr Vertrauen gewinnen. „Denn die Herrschaft haben sowohl wir, als was sonst immer Herrschaft erlangt hat, dadurch gewonnen, daß wir bereitwilligst denen beisprangen, die unsere Hilfe anriefen, mochten sie nun Barbaren sein oder Hellenen“, sagt Alcibiades in seiner Rede, Thucydides Buch VII Kap. 18.

Auf welche Weise wir aber die Eingeborenen gefügig zu machen versuchen werden, ob durch Waffengewalt oder durch Güte oder auch durch beides, letzten Endes wird doch alles darauf hinauslaufen, mit der Erziehung zu beginnen. Ich würde in meinem Bezirk am liebsten selbst den Missionar und den Lehrer spielen, aber da wir Verwaltungsbeamte, so lange unsere großen Bezirke noch ohne künstliche Verkehrsmittel dastehen, nicht allein fertig werden, so muß die Belehrung der Jugend durch einen besonderen Lehrer, ganz gleichgiltig, ob durch einen Regierungsschullehrer oder durch einen vernünftigen, weitblickenden Missionar, vor sich gehen.



Keaka-Weib.

Ich möchte das Kapitel schließen mit einigen Worten, die in einem Brief Mary Kingsley's an Sir Nathan, Gouverneur von Natal, stehen:

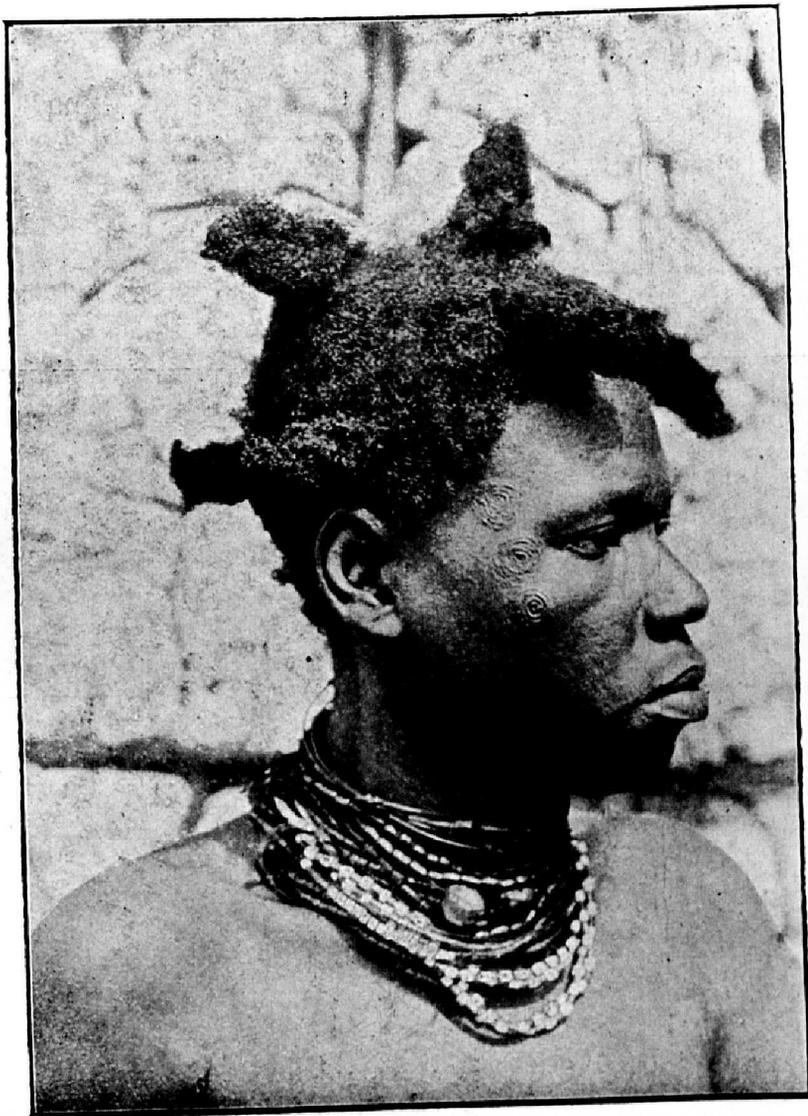
„Herodot teilt die Menschen in männliche und weibliche Rassen. Unter den Weißen sind die Teutonen die männliche, die Franzosen die weibliche Klasse. Von Farbigen gehören Indianer und Araber zur männlichen, Neger und Melanesier zur weiblichen Klasse. Nun kann ja ein Mann das Weib schlagen und sagen: es ist unmöglich Weiber zu belehren; aber das schafft weder Frieden noch Gedeihen im Hause; es ist bei weitem besser, sie zu lehren, Dich zu lieben — und das ist niemals eine schwierige Sache.“

Ueber die

Stellung der Frau

macht Mansfeld die nachfolgenden bemerkenswerten Ausführungen:

„Wie man sich bei uns gewöhnlich ein ganz falsches Bild von dem Leben eines Hausflaven Westafrikas macht, so sind auch die Ansichten über die Stellung der Negerfrau selten der Wirklichkeit entsprechend.



Hörnerfrisur eines Keafaweibes.

Aus der im vorigen Kapitel gegebenen Schilderung des Sklavenlebens dürfte hervorgehen, daß schon die allgemein übliche Redensart, die Negerin sei nur die Sklavin des Mannes, nichtsagend ist, weil es den Hausflaven größtenteils recht gut geht. Ins Bereich der Fabel gehört die Behauptung, daß die Frau eine absolut geistige Null und der Mann ein absoluter Tyrann sei. Wollte man einmal tausend Familien aus den Arbeitervierteln Berlins und tausend

Negerfamilien vergleichen, so würde man, glaube ich, bald konstatieren können, daß die Zahl der weißen Arbeiterfrauen, die von ihren nachts betrunken heimkehrenden christlichen Ehegatten geschlagen werden, weit größer ist, als die der Negerweiber.“

Diese vortrefflichen Anschauungen des Dr. Mansfeld werden andererseits aufs beste bestätigt und belegt durch die reichen Erfahrungen, wie sie uns Prof. Dr. Weule darstellt in seinem „Negerleben in Ostafrika“. *)

Unter diesem Titel veröffentlicht der Verfasser die Ergebnisse seiner ethnologischen Forschungsreise, die unter der Fülle der neuzeitlichen Reiseberichte ganz besondere Beachtung verdienten. Wir möchten dringend allen denen empfehlen, die in der Kolonialarbeit stehen, sich sowohl den Genuß der reichen Anregung wie die aus diesem Werk zu schöpfende Belehrung nicht entgehen zu lassen. Selbst der sogenannte „alte Afrikaner“ wird aus der



Yao-Masewe in Utua

intimen Beobachtung von Neger-Sitte, Art und =Anschauung, wie sie Weule bietet, noch manches lernen können, denn selbst da, wo an und für sich Neues ihm nicht geboten wird, muß entschieden doch die in sorgfältiger Forschung und frischer Lebendigkeit gewonnene Kenntnis von der Eigenart der Negerstämme anregend auf das eigene Urteil und die eigene Beobachtung einwirken. In unserer kolonialen Tätigkeit ist ein Verständnis für die Völkerstämme vor allen Dingen notwendig, denn nur unter der Voraussetzung ist ein gedeihliches Arbeiten mit ihnen und durch sie möglich. Viel zu wenig sind wir aber bisher noch eingedrungen in das Verständnis ihrer Eigenart, weil uns die Kenntnis von den afrikanischen Völkern,

*) Negerleben in Ostafrika. Ergebnisse einer ethnologischen Forschungsreise. Von Dr. Karl Weule, Professor an der Universität und Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig. Mit 196 Abbildungen, darunter 4 bunte Vollbilder, und einer Karte. Zweite Auflage. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. Preis Mk. 10,—.

gerade auch des engeren deutschen Kolonialgebietes immer noch in ausreichendem Maße fehlt. Mit Recht sagt Weule (Bgl S. 21):

„Aber wie wollte die Völkerkunde ihren schon an und für sich soviel angefeindeten Rang als Wissenschaft behaupten, wenn sie nichts Höheres und Besseres kennt, als bloß Bogen, Pfeile und Speere und die tausend anderen Sachen zusammenzutragen, aus denen sich der Bestand unserer Sammlungen zusammensetzt! Dieses Sammeln und Konservieren stellt vielmehr nur einen, ich möchte sagen, den elementaren Zweig unserer Arbeit dar; es soll uns in den Stand setzen, die äußere, materielle Kultur der Naturvölker auch dann noch vor Augen zu haben wenn diese Völker selbst längst zivilisiert oder ausgestorben sind.

Der andere, höhere Teil ist die Aufnahme des geistigen Kulturbesitzes, also alles dessen, was auch den Stolz unserer eigenen Kultur ausmacht. Dem Laien mag es scheinen, als ob Neger und Indianer, Papuanen und Australier gänzlich bar allen solchen Besitzes seien: wir anderen wissen indessen sehr wohl, daß selbst noch der niedrige Volksstamm einen bestimmten Kulturbesitz sein eigen nennt. Nach außen mag der zwar armselig erscheinen, in Wirklichkeit ist er ebenso differenziert und aus ebenso viel Einzelheiten zusammengesetzt wie der unsrige. Anfänge der Wirtschaft, Anfänge sozialer und staatlicher Gliederung sind überall vorhanden und gerade die sozialen Verhältnisse so manchen Wildstammes spiegeln noch heute Züge wider, die vor Jahrtausenden auch unseren Vorfahren eigen gewesen sind. Anfänge der Technik, Waffen und Werkzeuge, Schmuck und Kleidung, Bauwerke und Verkehrsmittel — sie sind längst als ein Gemeingut der Menschheit erkannt worden. Auch die Sprache, Anfänge der Kunst und der Wissenschaft, religiöse Urideen und eine oft recht verwickelte Rechtspflege, alles das gehört ebenfalls zu unserm Forschungsgebiet. Der Grund aber für das eifrige Studium, das wir Kulturvölker auf diese Dinge verwenden, das ist derselbe menschliche Wissensdrang, der uns auch zu den Polen treibt, trotzdem dort keine wirtschaftlichen Werte locken: wir wollen ergründen, welchen Entwicklungsweg unsere eigene hohe Kultur in allen ihren Phasen genommen hat und welches ihre ersten Anfänge gewesen sind.

„Die Völkerkunde dokumentiert sich also im Grunde genommen als Kulturgeschichte, was keinen Einsichtigen überraschen kann. Gleichzeitig ist sie auch eine Geisteswissenschaft im besten Sinne des Wortes, denn auf ihr und ihren Vorarbeiten bauen sich unsere ach so stolzen Geisteswissenschaften im landläufigen Sinne ausnahmslos auf. Gerecht wird sie dem Zweck dadurch, daß die Ethnologie oder vergleichende Völkerkunde alle Lebensäußerungen der Rassen, Völker und Stämme auf ihren psychischen Ausgangspunkt hin untersucht, um auf diesem unendlich mühseligen und langwierigen, doch keineswegs langweiligen Wege zu einer Wissenschaft von Menschen an sich, um im Bastianischen Sinne zu sprechen, zu gelangen. Das aber

können wir nur, wenn wir im Besitz einer möglichst großen Zahl von Einzelbeobachtungen sind“

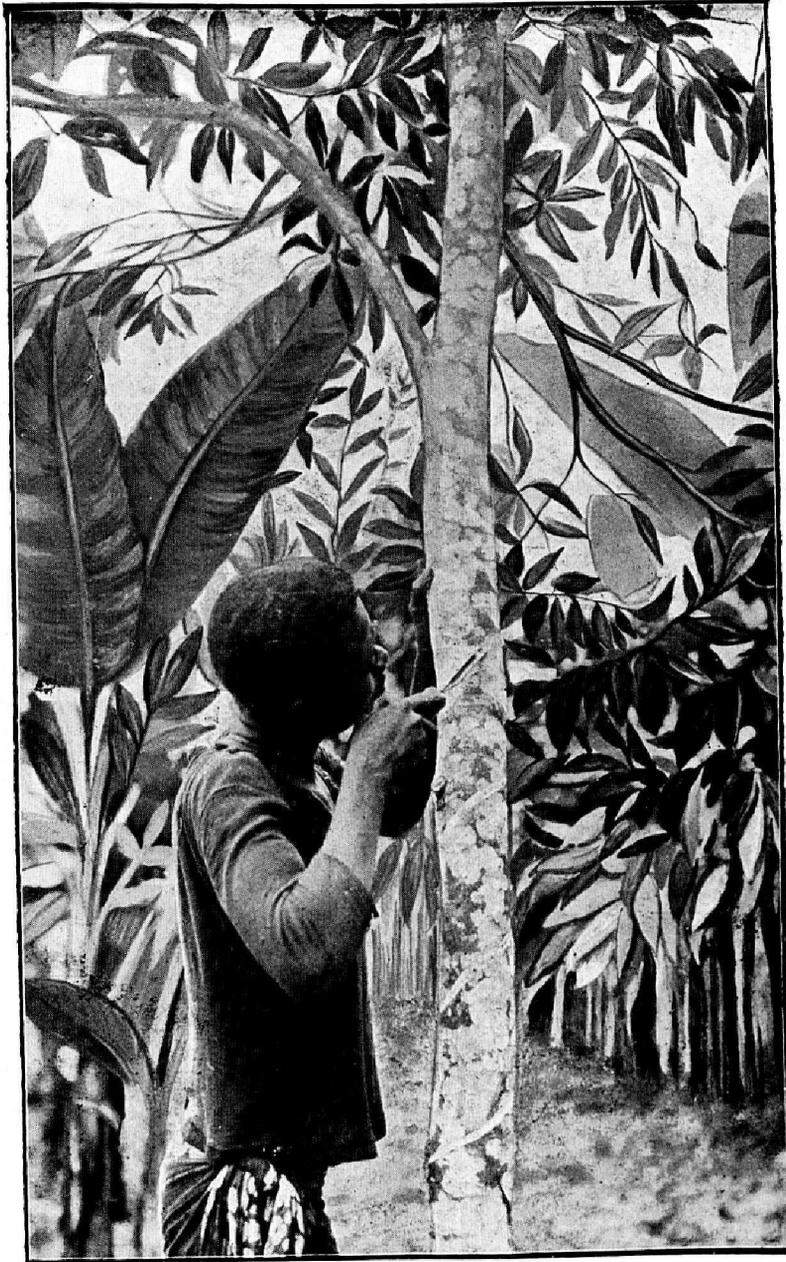
Alle seine feinen, oft mit großem Humor gewürzten Beobachtungen, ergänzt durch teilweise ausgezeichnete bildliche Darstellungen, faßt zum Schluß der Verfasser zusammen in einen Rückblick, den wir im Nachstehenden ungefürt wiedergeben wollen, da er darin seine kolonialwirtschaftliche Anschauung mit einem Schlußurteil über die Neger als wichtigstes Element der Kolonialwirtschaft trefflich schildert:

„Vor wenigen Stunden haben uns die Palmen von Port Said den letzten Gruß Afrikas herübergewinkt. Jetzt ist der flache, sandige Strand des ägyptischen Deltagestades längst den Augen entschwunden, und graue Wasserwüste liegt vor dem Schiff, das immer mühseliger gegen den rasch aufkommenden Nordwestwind ankämpft. Ueberhaupt das Mittelmeer zur Winterszeit! Wo ist der ewig klare Himmel unserer Schulweisheit in Wirklichkeit! Kapitän Scharf, der es doch wissen muß, sagt, daß er diese Meeresstrecke um diese Jahreszeit gar nicht anders kennt als immer kalt, immer stürmisch, kurz, als einen unangenehmen Uebergang von der herrlichen Temperatur des winterlichen Roten Meeres zu dem nordischen Klima des Atlantischen Ozeans und der Nordsee. Wir werden unmittelbar an Areta entlang fahren müssen und werden so dicht an Griechenland vorüberkommen, daß die schneeigen Gipfel der Gebirge Spartas zu uns herüber grüßen, so schwer legt sich das Wasser gegen den breiten Bug unseres etwas altmodischen Dampfers, der für ein modernes Beförderungsmittel merkwürdig wenig Fahrt macht. Um so mehr Muße hat der Reisende, im behaglichen Rauchsalon in sich zu gehen und das Fazit zu ziehen aus alledem, was er in den letzten dreiviertel Jahren gesehen, gehört und gelernt hat.

War das ein vergnügter Abend am 2. Dezember an Bord des „Kanzler“ auf der Meede von Lindi! Man begriff kaum, woher mit einem Male die vielen weißgekleideten Europäer kamen. Ein Wigbold meinte, das eisgekühlte Pilsner, das Ewerbeck und ich in froher Abschiedslaune in unbegrenzten Mengen spendeten, sei der Magnet; doch das ist ein schlechter Witz gewesen. Die Anwesenheit eines deutschen Dampfers im Hafen ist in diesen Breiten immer ein Fest, das männiglich feiert, wie es fällt. Mit Recht, denn nichts ist tötender als das Einerlei des Werktagelbens in Afrika.

Was den Dämpfling „Rufidji“ mehr als drei Tage angestrengtester Arbeit gekostet hatte, der schnellfahrende „Kanzler“ hat es in einem Tage gemacht. Schon am 4. Dezember früh stiegen Ewerbeck und ich in Daresalam wohlgemut ans Land, Ewerbeck, um sich für immer vom Schutzgebiet zu verabschieden, ich, um über den verwaltungstechnischen Teil meiner Expedition höheren Orts Rechenschaft abzulegen. Für einen Neuling wie mich ist jener

Aufenthaltswechsel belanglos gewesen, den Kaiserlichen Bezirksamt-
mann hingegen bewegten sichtlich ernsthafte und wehmütige Gedanken:
er hatte den besten Teil seines Lebens, mehr als fünfzehn Jahre,
an die Entwicklung gerade des Südostens von Deutsch-Ostafrika
gesetzt; da geht man nicht gleichgültigen Herzens von dannen.



Kixia elastica: Anzapfung.

Daresalam war noch entzückender als im Juni; jetzt gab es
„Embe“ in Mengen, in jeder Größe und jeder Beschaffenheit.
Embe? Was ist Embe? Nun, für den Nordländer, der auf sein
prächtiges Obst stolz sein kann, auf unsern unvergleichlichen Apfel,
die saftige Birne, das große Meer unseres herrlichen Beerenobstes

und was unser Garten an Köstlichkeiten sonst alles zu bieten gewohnt ist, für den ist Embe ein leerer Schall; wer aber dauernd in der Tropenregion des Indischen Ozeans lebt, für den ist diese Frucht der Inbegriff alles Herrlichen und Schönen. Die Mango ist es, jene indische Frucht, die seit langer Zeit ihre zweite Heimat in Äquatorial-Ostafrika gefunden hat. Der Baum ist gleichsam der Vorläufer jener ungezählten menschlichen Bewohner der großen Halbinsel zwischen dem Arabischen Meer und dem Bengalischen Golf gewesen, die heute alle größeren Orte in Britisch und Deutsch-Ostafrika, im portugiesischen Gebiet und selbst auf der Südspitze des Erdteils als mehr oder minder unwillkommene Eindringlinge bevölkern. Angenehmer als der Inder niederer Kaste ist der Mango=baum allerdings; er gleicht im Habitus einigermaßen unserer Linde und verleiht jeder Siedelung etwas Anheimelndes und Gemütliches.

Und seine Frucht erst! Wie sie schmeckt, wenn sie vom Baume kommt, kann ich mit dem besten Willen nicht sagen; der weiße Bewohner von Darassalam genießt den großen Vorzug, in einem Kulturzentrum zu leben, wo man gewohnt ist, die fast kindskopfgroße, saftige Frucht nur auf Eis gekühlt serviert zu bekommen. In dieser Aufmachung ist die Embe allerdings ein Genuß, den man dem der Ananas fast an die Seite setzen könnte. „Embe“ ist denn auch das Schlagwort, das man vom Weißen beim Frühstück, beim Mittag- und beim Abendessen zum Boy hinüberrufen hört; ich glaube, die Weißen träumen in dieser Zeit sogar von jener Frucht.

Wie ein Blitz aus heiterm Himmel ist in dieses Schlaraffenleben die Kunde von den Ereignissen des 13. Dezember gefahren. Unmittelbar vor meiner Rückkehr nach Darassalam war dort der „Kaiserhof“ eröffnet worden, ein vortreffliches, erstklassiges Hotel, unter dessen erste Gäste zu gehören ich das große Vergnügen hatte. Man erstickte förmlich in Komfort: elektrisches Licht, vor jedem Zimmer eine breite, schattige Veranda, neben jedem Wohnzimmer die bequemste Badegelegenheit, eine mehr als üppige Verpflegung — nach den mageren Monaten in Busch und Pori war das des Guten eigentlich zuviel. Erfreulicherweise gewöhnt sich der Mensch jedoch an alles, selbst an ein gutes Leben.

In dieser Ruhe und Behaglichkeit, die über der ganzen großen, beneidenswert behäbigen Beamtenstadt lagerte, schlug die Kunde von der jähen Auflösung des Reichstags wie eine Bombe ein. Selten habe ich so viele lange Gesichter gesehen wie in jenen Tagen; es war, als ob jeder einzelne Europäer bis zum letzten kleinen Untereamten hinunter persönlich von dem Geschehnis betroffen worden sei; in allen Messen und allen Stammtischen ertönten die Aufenrufe über die schwarze Zukunft oder richtiger über den Mangel jeder Zukunft der Kolonie, deren ruhmloses Ende jetzt auch schon deshalb über jeden Zweifel erhaben schien, weil jeder von uns bei den Neuwahlen im Januar mindestens hundert „Sozi“ in den Reichstag einziehen sah. „Und mit dem Bahnbau ist es natürlich ein für allemal zu Ende“, das war der stereotype Refrain aller dieser Klage=

Lieder, die man in gerechter Betrübniß in einem Meer von Whisky-Soda ertränkte. Ich persönlich bin der Ueberzeugung, daß es ganz so schlimm gar nicht werden wird, sondern daß auch der nächste Reichstag zum mindesten das gleiche koloniale Verständniß entwickeln



Zwei Flaschen an der lebenden Palme.

wird wie sein Vorgänger; hoffentlich noch mehr Am 25. Januar soll unser guter „König“ in Genua ankommen; das ist der Termin der Reichstagswahlen; am nächsten Tage wird man im großen

und ganzen schon ersehen können, wie diese Wahlen zu einem Teil ausgefallen sind, zum anderen ausfallen werden, und wie sich das Schicksal unserer Kolonien für die nächste Zukunft gestalten wird.

Darressalam habe ich am 20. Dezember an Bord des „Admiral“ verlassen. Es ist ein herrliches, fast ganz neues Schiff, das noch weit ruhiger fährt als der „Prinzregent“. Auch sein Komfort ist noch größer; kein Wunder, wenn die Kabinen vollzählig besetzt waren. Es war jetzt noch mehr Old England an Bord als im Frühjahr, viel Kapstadt und noch mehr Witwatersrand; demgemäß herrschte auch ein erheblicher Toilettenluxus. Diesmal habe ich auch Tanga genießen können und sogar ein Stück Usambarabahn. Der umsichtige Kapitän Doherr hatte, wohl noch in Erinnerung an seine Managerdienste, die er erst vor wenigen Monaten den acht Reichstagsabgeordneten hatte widmen dürfen, einen Extrazug für die Schiffsgesellschaft oder doch für jeden, der sich beteiligen wollte, bereitstellen lassen, und mit dem „Zügle“ sind wir ins Innere bis Muhesa gefahren, bis riesige Schüsseln mit Sandwiches und große Servierbretter mit viel Whisky und Soda der Expedition ein rasches Halt geboten. Es geschieht wirklich etwas hier im Nordosten der Kolonie, das sieht man auch von den Abteilfenstern aus; zwar steht noch nicht alles Land unter Kultur, doch ist bereits jedes Stückchen in festen Händen, sogar weit über den Endpunkt des „Bähne“ hinaus.

Hoch ging es am Abend in Tanga her. Die Stadt hat eine ganze Reihe von Vorzügen. Zunächst liegt sie von allen Küstenorten Deutsch-Ostafrikas dem Mutterland am nächsten; sie bleibt also auch schon dadurch gewissermaßen das Einfallstor in die Kolonie. Sodann ist der Hafen nicht schlecht; die weite Bucht ist freilich nicht ganz so abgeschlossen wie die von Darressalam, doch gewährt auch sie ausreichendes Fahrwasser bis dicht unter Land. Das Wichtigste ist jedoch die Nähe Usambaras, dieser Perle an Klima und Fruchtbarkeit. Usambara hat nur einen Fehler: es ist nicht groß genug, um alle die aufzunehmen, die sich dort niederlassen möchten. Jetzt soll bereits aller verfügbarer Boden aufgeteilt sein, so daß für Nachzügler kein Land mehr vorhanden ist. Diese sitzen unten in Tanga oder gehen weiter nach Süden, um andere Plätze für ihre Betätigung zu suchen; auch der „Boom“ von Lindi war zum großen Teil auf diese Ueberfüllung zurückzuführen. Wirtschaftlich liegt also der Schwerpunkt unseres ganzen Kolonialbetriebes einstweilen noch in diesem Nordosten. Das tritt übrigens schon im ganzen Habitus des Europäerlebens in Tanga zutage; viele Monate hat der würdige Pflanzer dort oben in den Bergen Usambaras gefessen, ohne rechte Gelegenheit, den Nachbar zu begrüßen; jetzt hat's ihn gepackt: er muß einmal unter Menschen. — Wenig später sitzt er im Klub von Tanga.

Wo der Deutsche ist, gibt's auch Musik. Darressalam genießt den Vorzug zweier Kapellen, der Matrosenkapelle von den beiden

Kreuzern und der schwarzen Askarikapelle. Beide erfreuen sich einer offiziellen Förderung; gleichwohl konnte ich mich den schwarzen Musikanten gegenüber des Eindrucks nicht erwehren: „sie konnten's mit gar schön“; in jedem Fall war die Musik sehr oft mit viel Geräusch verbunden. In Tanga ist man nicht nur in wirtschaftlicher Beziehung gewohnt, sich auf eigene Füße zu stellen; auch die Knaben-



Unrationelle Gewinnung von Palmwein.
(Die Palme ist vorher gefällt worden.)

kapelle ist ein privates Unternehmen. Tanga ist Schulstadt par excellence; Hunderte von Eingeborenenkindern werden hier in die Anfänge europäischer Wissenschaft eingeführt und in die Geheimnisse des Deutschen eingeweiht. Sie radebrechen's denn auch alle, die kleinen schwarzen Kobolde; die Intelligenzen unter ihnen, bei denen

die weißen Lehrer musikalische Talente entdeckt zu haben glauben, werden in die berühmte Knabenkapelle gesteckt. Dieser geht es augenblicklich ausgezeichnet. Als wir Admiral-Reisenden uns am Abend auf dem Platz vor dem Klub einstellten, empfing uns eine Musik, die mich sogleich an eine deutsche Jägerkapelle erinnerte. Ich hatte recht, von irgend einer Seite waren der Kapelle Waldhörner gestiftet worden; diese gaben den ganzen Darbietungen jenen unverkennbaren Charakter. Gespielt wurde von den kleinen Kerlen gut, das läßt sich nicht leugnen; so gut, daß allen Ernstes die Anregung fiel, man solle die Kapelle nach Uleia überführen, damit doch wenigstens einmal etwas Ordentliches aus den Kolonien importiert würde. Afrika reizt zu schlechten Wiken.

Es mag an zuviel Old England gelegen haben, daß Weihnachten nicht so stimmungsvoll verlief, wie wir Deutsche das wohl männiglich erwartet hatten. Der Tannenbaum, der im Speisesaal in hundert elektrischen Lichtern erstrahlte, wurde von den Ladies und Gentlemen stumm, aber ohne großes Erstaunen genossen, etwa mit derselben Gemütsruhe wie das illuminierte Eis, das von jedem hohen Festtag an Bord unzertrennlich ist, und ohne das man von dem Dasein des Festtages gar nichts merken würde. Neujahr „liegt“ wieder uns Deutschen nicht; am Silvesterabend sind wir zwar gewohnt, uns mehr oder minder tief unter Alkohol zu setzen, eine tiefere Bedeutung sehen wir jedoch in dem bloßen Wechsel der Jahreszahl nicht. Auch das neue Jahr wird uns genug Sorge bringen, dessen können wir sicher sein! Getanzt haben freilich beide Nationen mit gleicher Begeisterung und Ausdauer. Draußen brüllt der Sturm von Nordnordwest direkt dem Schiff entgegen, das am nächsten Morgen vor Suez Anker werfen soll; hoch oben aber schaut mein alter Freund von Mahuta, der Vollmond vom Firmament hernieder. Ueber den weißen Mann wundert er sich schon längst nicht mehr; der hat das gräßliche Stelele, das Geschrei der Schwarzen, für schön befunden; jetzt springt er sogar höchstselbst wie ein wilder Neger vom Makondehochland dort auf dem großen Schiff herum, von dem so etwas wie Musik ertönt. Sie kommt zwar diesmal von weißen Leuten, gleichwohl ist sie nicht viel schöner als der Ngomenshall vom Navuma. Es ist nur gut, daß sie so rasch vom Sturme verweht wird. Schier verärgert deckt der alte Herr jetzt sein Antlitz zu; weißgraue Wolken gleiten in rasender Eile vor ihm dahin; vor ihm und gleichzeitig auch vor den zackigen, steilen Bergen der Arabischen Wüste zur Linken, unter denen wir in fast unheimlicher Nähe der Küste entlang nach Norden dampfen. Um Mitternacht die übliche Versammlung im Speisesaal, ein Gratulieren von Tisch zu Tisch, von Bekannten zu Bekannten, ein Anstoßen und Zutrinken mit dem perlenden Maß der Champagne — man ist drin im neuen Jahr und segelt in seine dunkeln Tiefen mit ebenderselben Eleganz hinein wie das gute Schiff in den Golf von Suez.

Am 1. Januar gegen Mittag habe ich in Suez den Boden Aegyptens betreten, um ihn erst vor wenigen Stunden wieder zu

verlassen. Mich hat es getrieben, die Stätten der altägyptischen Kultur und diese Kultur selbst an Ort und Stelle zu studieren; deshalb hat es mich bald von Kairo und seiner Umgebung hinweggezogen nach Oberägypten hinauf, nach Luxor, Karnak und Deir el Bahri. Auch klimatisch war Kairo für den Uebergang aus den Tropen zum winterlich kalten Nordeuropa nur wenig geeignet; von den Ägyptenreisenden des „Admiral“ wurde einer nach dem andern unpäßlich, so daß die einen sich kurzerhand nach Deutschland einschifften, indem sie sich sagten: „den Schnupfen hast du dort billiger“, wohingegen die anderen in Luxuszug und Schlafwagen nilaufwärts steuerten, um im herrlichen Wüstenklima von Assuan sich langsam und vorsichtiger wieder an das subarktische Klima von Meia zu gewöhnen.

Der Staudamm von Assuan ist kulturgeschichtlich eine Barbarei, technisch eine anerkennenswerte Leistung, volkswirtschaftlich eine Großtat. In scharfen Kurven schlängelt sich die Schmalspurbahn zwischen Luxor und Assuan nilaufwärts. Der Nil fließt bald unmittelbar am Bahndamm, bald legt sich eine schmale Alluvialebene zwischen den alten, heiligen Strom und das neue, unheilige Beförderungsmittel. Dabei hat man immerfort das Gefühl: „Herrgott, ist das Ländchen schmal; wenn's nur der Wind nicht einmal überweht und zudeckt.“ Plötzlich treten die kahlen Hügel zur Linken zurück; eine weite Fläche tut sich auf, erst ganz weit hinten von den scharfen Konturen der arabischen Wüstenberge begrenzt. Wüste ist auch diese Ebene selbst, doch wie lange noch! Wende dein Antlitz zur Rechten, o Fremdling; dort erblickt dein Auge einen großen Gebäudekomplex. Er ist gar nicht ägyptisch und gar nicht arabisch; nichts vom Schmutz fellachischer Unkultur haftet ihm an, er verkörpert vielmehr den reinsten europäisch-amerikanischen Fabrikstil. Ihn zeigt auch der himmelhohe Schornstein, der das Ganze krönt. Der schaut so fremd auf das Silberband des Stromes zu seinen Füßen, auf den schmalen, grünen Streifen zu beiden Seiten dieses Stromes, und auf das unendliche Sandmeer der Wüste im Osten und Westen hernieder, als müßte er sich fragen: „wie komme gerade ich mit meiner überschlanen Röhrenform in dieses Land, wo alles so wuchtig, schwer und mässig ist, die Häuser, die Tempel, die Gräber und die Pyramiden?“ Eine dichte Rauchwolke entquillt dem Schlot. Wende dein Auge nach vorn; siehst du dort das Silberband strömenden Gewässers, das sich in schnurgeradem Kanal in die Ebene verliert? Siehst du fernerhin die Gräben und Rinnale, in die sich von jenem Kanal aus das Wasser des heiligen Stromes verteilt, vollkommen gesetzmäßig und gehorsam dem Willen des menschlichen Geistes? Des Rätsels Lösung ist einfach; der Gebäudekomplex ist eine Pumpstation, angelegt, jene zur Wüste gewordene Ebene von neuem zu bewässern. Jetzt ist die Ebene noch vollkommen kahl; in wenig Monaten wird sie ein unabsehbares Mehrenfeld sein, dessen Halme hundertfältige Frucht tragen.

Die wirtschaftliche Erschließung der öden Sandfläche des ober-ägyptischen Niltals ist die gegebene Parallele für unseren eigenen Kolonialbetrieb. Ohne einen festen Willen, ohne Kapital und ohne eine genaue Kenntnis des Landes und seiner Eigenschaften würde auch jene englische oder amerikanische Gesellschaft im Niltal nichts erreichen. Alle drei Faktoren tun auch uns not, sofern wir weiterkommen wollen in Ostafrika, in Südwest, in Kamerun und Togo. Nur ein kleiner Unterschied ist dabei; der im Laufe vieler Jahrzehntausende angehäuften Alluvialboden des Niltals bedarf lediglich der Verrieselung mit dem belebenden Wasser desselben Stromes, dem er seine eigene Entstehung verdankt, um sofort wieder ein Kulturboden allerersten Ranges zu sein. Der in seiner Wasserführung weise geregelte Nilstrom ist der Zauberstab, der die Verwandlung unfruchtbarer Ödlandes in den besten Acker in einem kurzen Augenblick vollzieht. Für das Pori und die Steppen Deutsch-Ostafrikas fehlt uns dieser Zauberstab. Freilich hat das Land Flüsse und Bäche in großer Anzahl, doch sind diese Flußläufe in ihrer Wasserführung einstweilen noch nicht reguliert; keiner von ihnen ist auch in jenem großartigen Maßstabe schiffbar wie die Lebensader des Pharaonenlandes. Im Laufe der Zeit wird auch bei ihnen das alles kommen; man wird den Bangani zu einer Verkehrsader gestalten und auch den Rufidyji, vielleicht sogar den Grenzfluß Rovuma; doch das ist Zukunftsmusik, die die lebende Generation nicht mehr zu hören bekommen wird. Auch der Boden Deutsch-Ostafrikas hält den Vergleich mit dem des Niltals nicht aus; er ist kein abgesetzter, humusreicher Alluvialboden, sondern ein im allgemeinen ziemlich mageres Verwitterungsprodukt anstehender Gesteine; der Zauberstab des nehenden Wassertropfens allein tut's also bei ihm nicht. Gleichwohl ist die Wasserfrage, soweit ich es beurteilen kann, die Kardinalfrage unserer ganzen kolonialen Agrikultur. Bei Saadani sind sie gleich in die Rollen gegangen: mit Dampfpflügen bearbeitet man dort gewaltige Flächen; Baumwollkultur im großen soll dem amerikanischen Monopol ein Ende bereiten. Das ist alles gut und schön gedacht; die Temperaturverhältnisse sind günstig, auch der Boden ist für jene Kultur vollauf geeignet; nur ein Faktor ist unsicher: Deutsch-Ostafrika kann ebensowenig wie Indien mit voller Gewißheit auf normale Niederschlagsmengen rechnen; wenn aber einmal der Regen ganz ausbleibt, was dann?

Man hat den dunkeln Weltteil oft und gern mit einem umgekehrten Teller verglichen; sanft und sacht steigt das Land ringsum vom Ozean aus an; allmählich wird der Neigungswinkel größer; schließlich artet die Küstenebene in ein vollkommenes Mandgebirge von bedeutenden Abmessungen aus. Doch den Gebirgscharakter haben diese Berge nur von der Küstenregion her; ist man über sie hinweggeschritten, so ergeht es dem Wanderer wie auf den Höhen des Harzes oder des Rheinischen Schiefergebirges: die vordem so stattlichen Berge sind verschwunden, unbehindert kann er den gesamten Horizont überschauen, denn auch jenseits des Schollenrandes

ist er auf nahezu gleicher Höhe geblieben. Um bei dem Bilde des Tellers zu bleiben: er hat den schmalen Nussakrand überschritten und spaziert nun auf der wagerechten Fläche des Bodeninnern bequem dahin.

Mit dieser ganz eigenartigen Oberflächengliederung muß auch unsere Kolonialwirtschaft stark rechnen. Zunächst ist die geringe oder ganz fehlende Schiffbarkeit der Flüsse durch sie bedingt; des weitern bringt es der Charakter unseres Luftmeeres mit sich, daß der Hauptteil der Niederschläge an jenem Schollenrande niedergeht, hinter dem dann die Zone einer Art von Regenschatten anhebt, die manchen Landstrich, wie z. B. Ugogo und die Nachbargebiete, zu nicht übermäßig üppigen Gefilden stempelt. Immerhin ist der größte Teil dieses Innern von einer Bodenbeschaffenheit, die das Fortkommen und Gedeihen aller für das äquatoriale Afrika überhaupt in Betracht kommenden Nutzpflanzen sehr wohl gewährleistet. Der Pflanzler ist dort in der glücklichen Lage, mit dem belebenden Einfluß der ständig scheinenden Tropensonne zu rechnen; diese zaubert selbst aus dem Sande wohlbestockte Fruchtfelder hervor. Dort unten im Süden habe ich mich tagaus tagein davon überzeugen können.

Ueberhaupt jener Süden. Er ist bisher das Aschenbrödel unter allen Bezirken unserer Kolonie gewesen, und ich fürchte, er wird es auch fernerhin bleiben; auf ihm lastet das Vorurteil, er sei unfruchtbar, und das schreckt die amtlichen und auch die privaten Kreise von seiner Erschließung ab. Es ist richtig; fett ist weder der Boden des Makondehochlandes noch des Mueraplateaus, noch der weiten Ebenen, die sich hinter beiden Bergländern zwischen dem Rovuma im Süden und dem Mbemkuru oder dem Nufidyi im Norden erstrecken; Sand und Lehm und Lehm und Sand hier, und Quarzgerölle dort, das ist die Signatur des Ganzen. Dennoch haben wir durchaus keinen Anlaß, an diesem Süden zu verzweifeln; denn wenn der Neger in ihm sein gutes Fortkommen findet, ohne Düngung sogar und ohne jede andere Errungenschaft unserer hochentwickelten intensiven Feldwirtschaft, wenn dieser selbe Neger außerdem in der Lage ist, erhebliche Bruchteile seiner Ernte an Sesam, Erdnüssen, Kautschuk, Wachs, Körner- und Hülsenfrüchten auszuführen, so wäre es verwunderlich, wenn der Weiße aus jenem Gebiet nicht noch mehr herausholen sollte.

Eins dürfen wir allerdings nicht vergessen: ein Schlaraffenland ist weder der Süden, noch Afrika überhaupt; niemand fliegen die gebratenen Tauben in den offenen Mund; Arbeit und immer wieder Arbeit ist vielmehr hier die Devise genau wie in minder glücklichen Klimaten auch. Gerade bei den Makonde, den Yao und den Makua haben wir genugsam Gelegenheit gehabt, diesen unausgesehten Fleiß kennen und würdigen zu lernen. Des können wir jedenfalls sicher sein: viel bequemer wird es auch der europäische Pflanzler nicht haben, weder im Süden noch im Norden, weder an der Küste noch im Innern. Das schadet aber auch gar nicht; aus Müßiggängern



Versammlung der Teilnehmer an der Festhütte.



Präsentation des Feststoffes durch die Mutter.



Tanz der Alten.



Erscheinen der Novizen auf dem Festplatz.
Mädchen-Unyago im Wamatambwe-Dorf Mangupa. I.



Gruppierung der Alten um die Festjungfrauen.



Tanz der Alten um die Festjungfrauen



Prüfungstanz der Festjungfrauen vor den Alten.



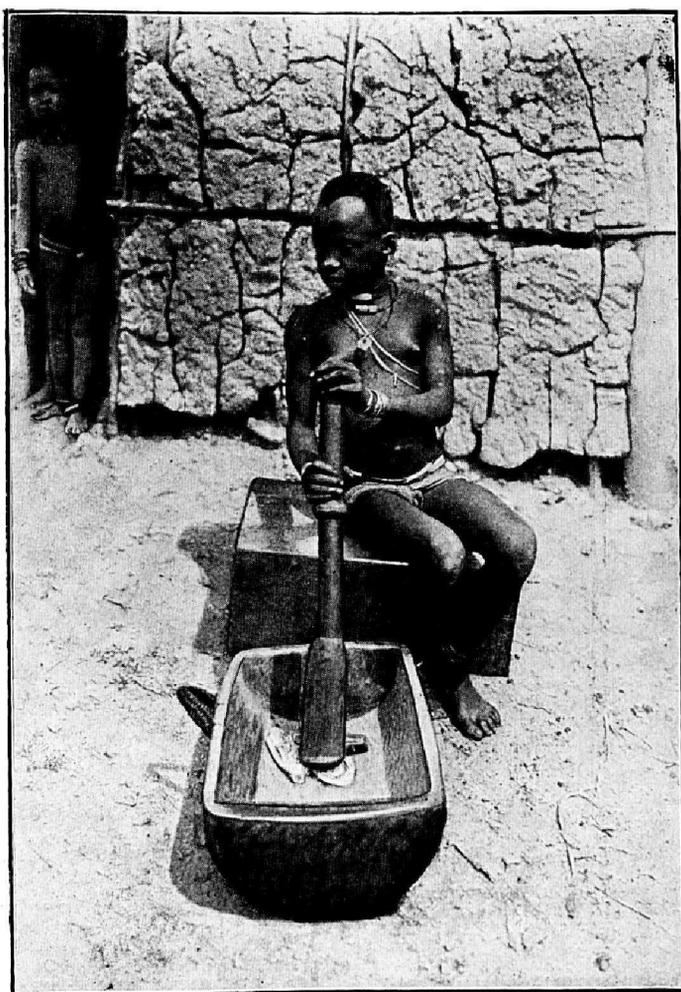
Abzug der Festjungfrauen.

Mädchen-Unyago im Wamatambive-Dorf Mangupa. II.

sind noch niemals starke, lebensfähige Völker erstanden, auch in Kolonien nicht; im Gegenteil, je stärker die Anspannung und der Kampf um das Dasein gewesen ist, um so kraftvoller ist die Entwicklung auch aller Tochtervölker im Laufe der ganzen menschlichen Kolonialgeschichte gewesen. Die heutigen Vereinigten Staaten sind der klassische Beleg für diese Behauptung; die in der besten Entwicklung befindlichen Kolonien Südafrikas reden eine nicht minder deutliche Sprache. Andere Belege würde man mit Leichtigkeit zusammenstellen können.

Draußen gehen die Bogen immer höher; der „König“ ist mehr breit als hoch; er geht ganz ruhig, doch muß er es sich gefallen lassen, die Wasser des Mittelmeeres mehr, als ihm lieb ist, über sein Deck segeln zu sehen. Habe ich bei dem grandiosen Schauspiel wirklich die Pflicht, mich in unfruchtbare koloniale Ausblicke zu vertiefen? Der Ausspruch meines Freundes Hiram Rhodes von den „politischen Kindern“ war freilich mehr als hart, doch ein klein wenig Berechtigung hat er gleichwohl, auch über den Sansibarvertrag hinaus. Wir Deutschen sind 300 Jahre nach den anderen Völkern auf die koloniale Schaubühne getreten; trotzdem eifern Hinz und Kunz bei uns darüber, daß unsere vor ganzen 20 Jahren erworbenen Kolonien noch keine Ueberschüsse abwerfen; am liebsten möchten die braven Banansen, daß ihnen „Südwest“ womöglich ihre sämtlichen Steuern aufbrächte. Man könnte sich das Haupthaar raufen ob solcher Torheit und solchem Mangel an geschichtlichem Gefühl. In Deutschland werden die meisten Bücher gedruckt, keine gekauft und nur wenige gelesen. Unter diesen letzteren können kolonialgeschichtliche Werke kaum vertreten sein, sonst wäre es nicht möglich, daß selbst koloniale Fachkreise so wenig über jene tausend Kämpfe, Widerwärtigkeiten und Rückschläge unterrichtet sind, auf welche die Engländer in Indien, in der Südsee, in Afrika und Amerika mit wehmütigen Gefühlen zurückzuschauen Veranlassung haben, und welche den Niederländern, den Spaniern und den Portugiesen ihren ausgedehnten Kolonialbesitz so oft bis zum Ueberdruß hätten verleiden können. Uns schwebt unbewußt immer der Reichtum Englands und die Wohhabenheit Hollands vor, die ja allerdings beide zum großen Teil auf dem Kolonialbesitz beruhen; dabei vergessen wir stets, daß drei Jahrhunderte ein fünfzehnmal längerer Zeitraum sind als unsere koloniale Aera, und daß bei beiden Völkern nicht weniger als zehn Generationen in harter, mühseliger, unausgesetzter Arbeit haben erringen und erkämpfen müssen, was uns Emporkömmlingen von gestern nach unserer Meinung mühelos in den Schoß fallen soll. Das ist ein Mangel an historischem Gefühl, auf den man gar nicht kräftig genug hinweisen kann; ich bin der festen Ueberzeugung, daß eine objektive Würdigung unseres schönen, großen Kolonialbesitzes auch erst dann Platz greifen kann, wenn wir diesem Mangel, der bei dem Volke der Denker doppelt unangenehm auffällt, durch einen besseren Unterricht abgeholfen haben werden.

Ein unfehlbares Mittel zur Gewinnung jenes historischen Sinnes ist das Hineinstecken von zwei Arten von Kapital in die Kolonien; das eine Kapital besteht in dem Menschenblut, das für ihre Erhaltung und Entwicklung vergossen wird, das andere in dem baren Gelde, das man für ihre Erschließung und Nutzbarmachung in ihnen selbst anlegt. Um die Größe des englischen Kolonialreiches und seine Verteilung über die ganze Oikumene zu veranschaulichen, wird häufig darauf hingewiesen, daß das Mutterland zu keinem Zeitpunkt ohne irgend einen mehr oder weniger belangreichen



Küchengerät Ewuri.

Kolonialkrieg sei. Das stimmt für die Gegenwart; es hat jedoch auch seine Richtigkeit für die Vergangenheit; England hat in der Tat jederzeit um seinen auswärtigen Besitz zu ringen gehabt. Unzweifelhaft ist dieser dreihundertjährige Kampf um Haben und Nichthaben, der, auf spezifisch englische Verhältnisse übertragen, oft auch ein Kampf um Sein und Nichtsein gewesen ist, der Hauptgrund für das innige Zusammenleben der ganzen großen Familie von Mutterland und Tochterstaaten. Es hat wohl ein jeder einen Lieben

da draußen in indischer oder afrikanischer Erde liegen; das schafft zunächst eine schmerzliche Anteilnahme an jenem Lande; aus dieser aber entsprossen sehr bald auch anders geartete Interessen.

Die Wichtigkeit dieser Lehre hat uns der blutige Krieg in Deutsch-Südwestafrika in ach so schmerzlicher Weise nur zu deutlich bewiesen. Der großen Masse bei uns war jenes Land, sofern sie überhaupt nur von ihm wußte, bestenfalls des neuen Deutschen Reiches Streusandbüchse; heute schlafen in seinem harten Boden ein paar tausend Söhne — und nicht die schlechtesten — den ewigen Schlaf; von ihnen ist der eine aus dem Palast, der andere aus der Hütte hinausgezogen an den Waterberg und in die Omahefe. Ist es da verwunderlich, daß jenes Land dem Volk seitdem ans Herz gewachsen ist? Wir möchten's nicht missen, schon weil unsere Söhne und Brüder dort ausruhen von dem harten, schweren Kampf, der in der Reihe unserer größeren Kolonialkriege der erste gewesen ist, der aber vermutlich nicht der letzte sein dürfte. Das hat die Geschichte aller bisherigen Kolonialunternehmungen gelehrt.

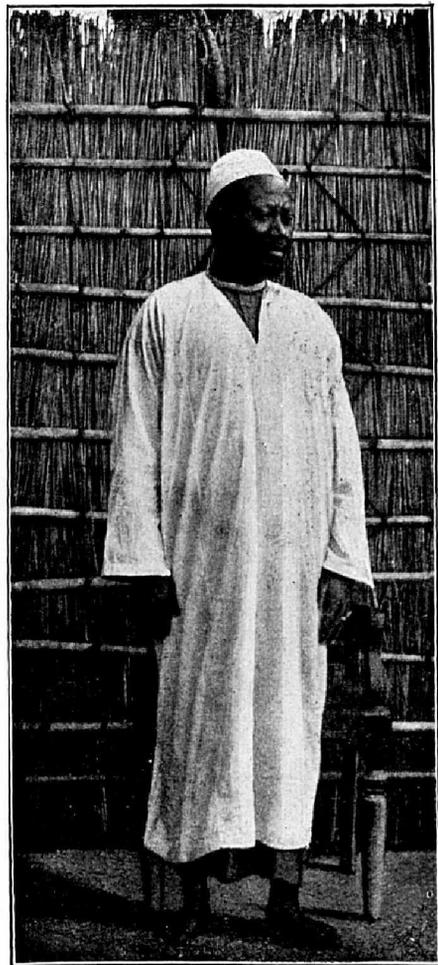
Von dem anderen Kapital, den materiellen Werten, kann man bei unseren Kolonien nicht sprechen, ohne gleichzeitig die Bahufrage zu berühren. Was ist geklagt worden über die unbesiegbare Zurückhaltung unseres deutschen Großkapitals den Kolonien gegenüber! Ich gehöre leider nicht zu der beneidenswerten Klasse glücksgesegneter Sterblicher; doch selbst wenn ich eine Million zu verlieren hätte, so würde ich mich doch noch sehr besinnen, sie in ein Land zu stecken, das durch keinerlei Verkehrswege erschlossen ist, durch natürliche überhaupt nicht, durch künstliche einstweilen nur mangelhaft. In der Heimat blickt man jetzt mit großen Erwartungen auf den neuen Lenker unseres kolonialen Starens; Herr Dernburg ist ja Finanzmann; vielleicht erreicht er, was anderen vor ihm stets noch fehlgeschlagen ist: den Ausbau des längst geplanten großen Bahnsystems und den Zufluß der nicht minder nötigen großen Geldmittel.

Nicht ohne Bedeutung für die Zukunft Deutsch-Ostafrikas ist schließlich der Eingeborene; über ihn kann ich als Ethnograph auch wesentlich sicherer urteilen als über die anderen Fragen, zu denen unsereiner doch nur auf Grund seines gesunden Menschenverstandes Stellung zu nehmen befugt ist. Ein „unerzogenes Kind“ lautet das Urteil über den schwarzen Mann auf der einen Seite; ein „ausgefemter Galgenstrick und unverbesserlicher Faulpelz“ auf der andern. Es gibt noch eine dritte Partei, die dem Ostafrikaner wenigstens eine oder ein paar ganz kleine Tugenden belassen will, doch diese wird niedergeschrien. „Kasi“ heißt im Suaheli die Arbeit; in der „Lustigen Ecke“ der „Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung“ fand ich das Wort neulich anders übersetzt, da verdeutschte es der Suaheli mit dem Begriff „Gemeinheit“. Diese Auffassung vom schwarzen Mann ist an der Küste tatsächlich herrschend; nicht ganz mit Unrecht, wie

man billig zugeben muß; der Stadtbevölkerung dort ist ernsthafte Arbeit wirklich ein Greuel und eine Gemeinheit.

Von dem ganzen großen übrigen Teil der Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas glaube ich besser denken zu dürfen. Die zahlreichste Völkerschaft der ganzen Kolonie sind die Wanyamwesi; mit schätzungsweise vier Millionen Seelen füllen sie den ganzen zentralen Teil östlich des großen zentralafrikanischen Grabens. An ihrem Fleiß und an ihrer Kulturfähigkeit zu zweifeln hat bisher noch niemand gewagt; sie sind ausgezeichnete Feldbauer, gleichzeitig haben sie ein Jahrhundert hindurch den gesamten Karawanenhandel von der Ostküste bis zum Herzen des Erdteils aufrecht erhalten. In absehbarer Zeit wird dieser Trägerverkehr unwiederbringlich zu Ende gehen; wird jenes Volk damit überflüssig werden? Wirf, o Deutscher, einen Blick auf die Abschlußberichte der Ugandabahn und begreife sodann, welch wirtschaftsfrohes Element gerade du mit jenem starken Volke zu besitzen das Glück hast, sei allerdings dann auch klug und weise genug, die andere Folgerung zu ziehen, diese wirtschaftliche Tüchtigkeit für das eigene Volkstum zu fördern, weiter zu entwickeln und vor allem für dich selbst auszunutzen. Wir haben wahrlich keine Veranlassung, den Säckel eines Volkes zu füllen, das mit uns im schärfsten ökonomischen Wettkampf liegt.

Was den Wanyamwesi recht ist, ist der Mehrzahl der anderen Völkerschaften billig; auch jetzt noch, auf schwankem Schiff im Sturmestoben, komme ich nicht über den hohen Stand der Feldkultur hinweg, den ich bei meinen Freunden da unten am Rovuma als Norm vorgefunden habe. Völker, die bei aller Beweglichkeit so an der Scholle kleben, müssen unbedingt einen tüchtigen Kern in sich haben; all unsere Lehren der Völkerpsychologie und der Völkergeschichte würden sonst zuschanden werden. Erklären läßt sich diese unerwartet hohe Kulturstufe lediglich durch eine unmeßbar lange Dauer ihrer Entwicklung. Gegen das hohe Alter des Ackerbaues beim Neger spricht nichts; er ist konservativ, wie auch sein Erdteil konservativ ist; die paar fremden Elemente, die wir heute noch mit



Nachhüptling Nakaan.

der Wirtschaftsform des Sammlers und Jägers behaftet finden, den Buschmann in den unfruchtbarsten Teilen des Südens, und den Pygmäen in den unzugänglichsten Teilen des zentral- und westafrikanischen Urwaldes, werden vermutlich schon vor sehr, sehr langer Zeit durch die ackerbauenden Vantu abgedrängt worden sein.

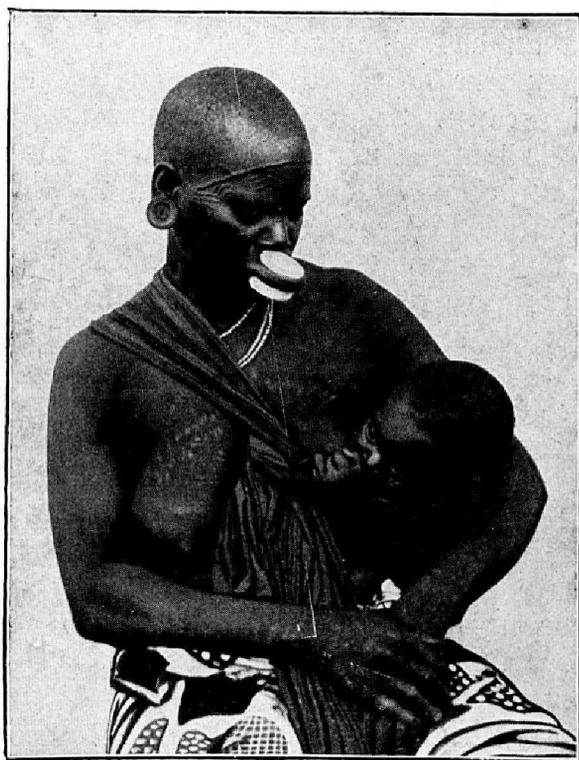
Die Feldbauform unseres Negers ist der Hackbau; dieser führt seinen Namen mit Recht nach der quergestellten schweren Hacke, mit der der schwarze Landmann den Boden seines Feldes kultiviert, lockert und reinigt, mit der er die Aussaat besorgt und zum großen Teil auch die Ernte, die, mit einem Wort, sein Universalinstrument ist. Wir sind nur zu sehr geneigt, in dieser Wirtschaftsform etwas Minderwertiges, Urwüchsiges zu erblicken. Insofern als der Hackbau keines Haustieres bedarf, weder zum Ziehen des Pfluges, der Egge, der Walze und des Erntewagens, noch zum Zweck der Dunglieferung, ist er wirklich rückständig; andererseits ist zu bedenken, daß große Teile unserer Kolonien Herde der Tsetsefliege sind, sodann, daß die mit dem Hackbau verbundene Beetkultur in Wirklichkeit eine sehr hohe Wirtschaftsstufe bezeichnet. Der beste Beleg dafür ist die Beibehaltung des schmalen Beetes auch in unserem Hausgarten, den wir im Range unmöglich hinter unseren Feldbau stellen können. Bezeichnenderweise nimmt der Feldbau, wo immer er zu der intensivsten Stufe unserer Agrikultur, zur Blumenzucht wie bei Erfurt, Quedlinburg, Haarlem usw., oder zur Gemüsekultur wie bei Braunschweig, Mainz, Hannover, ferner bei allen Großstädten, übergeht, sofort die Form des Beetes an. Zudem wüßte ich nicht, wie anders der Neger z. B. bei unserer breiten, unzugänglichen Feldform der Hauptgefahr seiner Pflanzung, dem Unkraut, beikommen wollte; sein schmales Beet gestattet ihm den Zugang von allen Seiten.

An der Form des negroiden Feldbaues wollen wir also nicht rühren; sie ist alterprobt und gut. Eine andere Frage ist es: wie machen wir unseren schwarzen Landsmann auf dieser Basis für uns nutzbar? Meines Erachtens gibt es da zwei Wege, die beide gleichviel für sich wie gegen sich haben; beide sind bereits seit längerer Zeit beschritten, so daß sich die Möglichkeit ergibt, die schließliche Entwicklung der ganzen Kolonie sehr wohl vorauszusehen. Der eine Weg führt direkt zur Plantagenkolonie. Dies geschieht in der Weise, daß man den Schwarzen in Haus und Hof nicht weiter fördert, sondern ihn zum Arbeiter auf den Pflanzungen der weißen Herren erzieht, die sich überall dort anbauen, wo geeigneter Boden und exträgliches Klima eine gute Kapitalsanlage versprechen. Die andere Methode hat den Neger und seine Entwicklung selbst im Auge; sie will seine eigene wirtschaftliche Produktionsfähigkeit nach Mannigfaltigkeit und Güte der Erzeugnisse vergrößern, ihm selbst dabei gleichzeitig größere Bedürfnisse anerkennen und ihn dergestalt auch kaufkräftiger machen. Für seinen Export soll er den unfrigen eintauschen.

Ob sich das deutsche Volk nur für einen dieser beiden Wege entscheiden, oder ob es, wie bisher, beide auch weiterhin beibehalten wird, muß die Zukunft lehren. Für das Mutterland sind beide

Methoden gleich viel oder gleich wenig wert, je nach der Intensität unserer gesamten kolonialen Betätigung; dem Neger würde allerdings die zweite mehr bringen. Als Plantagenarbeiter ist und bleibt er „Schenfi“; als freier Besitzer seiner Scholle ist er entwicklungsfähig. Freilich muß man den Punkt dabei im Auge behalten, daß wir Kolonien gegründet haben in der Erwartung, für unseren rasch wachsenden Bevölkerungsüberfluß Auswanderungsgebiete zu bekommen; beansprucht der Neger die fruchtbarsten Teile seiner Heimat selbst, so ist es mit jenem ver sacrum nichts.

Von der durch uns einzuschlagenden Gesamtrichtung hängt es ebenfalls ab, ob wir an der physischen Verbesserung des Negers und seinem numerischen Anwachsen ein Interesse haben oder nicht. Unter dem Hauch der Zivilisation konnte das eine oder andere Naturvolk ganz oder nahezu dahinschwinden; die Tasmanier gehören der Geschichte an; die Maori von Neuseeland und die Kanaken von Hawaii nehmen an Zahl rasch ab; man spricht von den letzten Wedda auf Ceylon. Zu diesen Todeskandidaten gehört die Negerrasse nicht; im Gegenteil, wo immer sie mit den Weißen in Berührung getreten ist, erstarbt sie in jeder Beziehung; ihr Aussterben brauchen wir also nicht zu befürchten.



Doch sollen wir ihren Vermehrungskoeffizienten durch künstliche Zuchtwahl noch zielbewußt heraufsetzen? Freilich sollen wir das, denn eine zahlreiche eingeseffene Bevölkerung ist unter allen Umständen nutzbringend und dienlich; den Pflanzler befreit sie von der ewigen Arbeiternot, für den europäischen Fabrikanten aber und den Kaufmann ist eine große Kundschaft zweifellos angenehmer als eine kleine. Wie diese Verbesserung in die Wege zu leiten sein wird, darüber habe ich mich bereits früher (Seite 346 ff.), angesichts der vielfachen Krankheiten und Plagen des Erdteils, erschöpfend ausgesprochen; ich habe nichts weiter hinzuzufügen.

In Europa gibt es dumme, mäßig begabte und ganz kluge Menschen; in Afrika ist es nicht anders. Wohl konnte gerade die ungeheure Lippenzier der Frauen da unten zuweilen den Eindruck hervorrufen, als hätte man es mit dem vielgesuchten Bindeglied

zwischen Affe und Mensch, dem missing link der Deszendenzler, zu tun; auch manches Negerbübchen konnte zu deszendenz-theoretischen Vergleichen anreizen. Damit war indessen auch die Veranlassung, hochnäsigt von oben herab zu schauen, zu Ende. In meinem während einer ganzen Reihe von Monaten durchgeführten Zusammenleben mit den Völkern des Novumgebietes habe ich den Eindruck der Allberheit, den wir mit dem Neger gar zu gern verbinden möchten, niemals entdeckt; im Gegenteil, man konnte das Benehmen, mit dem nicht nur die würdigen Alten, sondern auch die feurigen Jungen mit uns beiden Europäern verkehrten, mit Zug und Recht als wohlthuende Gesektheit bezeichnen. Europäische Volkskreise von gleicher sozialer Stellung hätten sich ein Beispiel daran nehmen können. Auf Grund dieser guten persönlichen Erfahrungen glaube ich auch nicht an das Dogma des Mangels jeder Entwicklungsfähigkeit beim Neger; eine geistige Entwicklung ist ihm nicht einmal in Nordamerika abzusprechen, trotzdem die Hindernisse dort sicherlich größer sind als die Entwicklungsmöglichkeiten; warum sollte er also nicht auf die aufsteigende Bahn gelangen, sobald wir ihm die Gelegenheit dazu in richtiger Weise bieten? Nur nicht von heute zu morgen sollen wir das verlangen, das geht wider alle biologischen Entwicklungsgesetze; ganz ebenso wie die Erwartung einer wirtschaftlichen Blüte von heute zu morgen gegen jede geschichtliche Gesekmäßigkeit verstößt. —

Es ist längst Nacht geworden; der „König“ muß den Kurs gewechselt haben, denn der Sturm faßt uns nicht mehr von vorn, sondern stark backbords; sicherlich geht es jetzt auf Kreta zu; morgen oder übermorgen werden wir an Griechenland vorüberfahren. Ich freue mich, offen gestanden, auf den Anblick des Landes, dessen antike Bevölkerung ich nicht so maß- und kritiklos verhimmele wie so viele Männer bei uns daheim, denen der alte Grieche die Verkörperung aller geschichtlichen und kulturellen Tugenden ist. Nur eins wird den alten Hellenen auch der Meid lassen müssen: kolonialen Unternehmungsmut haben sie in einem Ausmaß besessen, daß sie uns in dieser Beziehung für unsere ganze Zukunft als Vorbild dienen können.

Ueber dieser Zukunft liegt ein dichter Schleier. Wird uns Deutsch-Ostafrika ein zweites Indien werden? Nicht einen Augenblick bezweifle ich das; mein Auge sieht das weite Land durchzogen von Schienensträngen. Der eine folgt der alten, großen Karawanenstraße von der Küste bis zum Tanganyika. Den alten Trägerverkehr hat das schnaubende Dampfroß lahmgelegt; dafür beherbergt der ratternde Zug jetzt die früheren Träger selbst, außerdem Massengüter, denen bei der alten Art des Karawanenhandels der Weltmarkt verschlossen war. Zum Victoria-Nyansa läuft ein Schienenstrang und auch zum entlegenen Nyassa; wir gewinnen Anschluß an das britische Netz Südafrikas, an die Fahrstraßen des Kongostaates, an das Niltal. Vor dreißig Jahren noch war Stanleys Marsch zum Seengebiet und die Fahrt den Kogo hinab eine entdeckende Großtat: wir Leute von heute fahren vielleicht noch mit dem Luxuszuge vom Kap bis Kairo, von Daresalam bis Kamerun.

3. Muster eines Kaufvertrags bei Farmankäufen in Südwestafrika.

Kaufvertrag.

mit.....
über Farm.....

§ 1.

Das Kaiserliche Distriktsamt verkauft und übergibt vorbehaltlich der Genehmigung des Kaiserlichen Gouvernements an den die auf anliegender Skizze näher bezeichnete dem Landesfiskus gehörige Farm mit einem Flächeninhalt von ungefähr 5000 ha für den Preis von einer Mark zwanzig Pfennig für den ha, somit insgesamt sechstausend Mark.

§ 2.

Die Grenzen der Farm bestimmen sich nach den von der Behörde im Gelände aufgestellten Grenzmarken.

§ 3.

Ergibt die Vermessung der Farm einen Flächeninhalt, der mehr als 5% größer oder geringer ist, als der in § 1 angenommene, so ist der Kaufpreis entsprechend zu erhöhen oder zu ermäßigen.

§ 4.

Ein Zehntel des Kaufpreises mit sechshundert Mark ist alsbald nach der Genehmigung des Kaufvertrages an die Distriktsamtskasse zu zu entrichten.

§ 5.

Während der auf den Tag der Genehmigung des Kaufvertrages folgenden 5 Jahre ist der Käufer von weiteren Zahlungen auf den Kaufpreis befreit.

§ 6.

Vom 6. Jahre an sind die verbleibenden neun Zehntel des Kaufpreises in neun gleichen Teilen, je am Kalendertage der Vertrags-Genehmigung postnumerando fällig werdenden Jahresraten von sechshundert Mark an die Distriktskasse zu zu entrichten

§ 7.

Beide Vertragsteile sind einig, daß das Eigentum der Farm auf den Käufer übergeht. Der Käufer beantragt hiermit die Anlegung des Landesregisterblattes und nach der Vermessung der Farm die Anlegung des Grundbuchblattes und bewilligt und beantragt die Eintragung einer Hypothek an erster Stelle in Höhe des Restkaufgeldes von 5400 Mark für den Landesfiskus von Deutsch-Südwestafrika im Landesregister und Grundbuch. Die Erteilung eines Hypothekenbriefes soll ausgeschlossen sein.

§ 8.

Der Käufer ist verpflichtet, auf der Farm seinen Wohnsitz zu nehmen und dieselbe zu bewirtschaften. Mit der Bewirtschaftung hat er spätestens sechs Monate nach der Genehmigung zu beginnen.

§ 9.

Vor Ablauf von 10 Jahren, gerechnet vom Tage der Vertragsgenehmigung und vor völliger Zahlung des Kaufpreises, darf der Käufer die Farm ohne Genehmigung des Gouvernements nicht veräußern.

§ 10.

Der Käufer räumt dem Landesfiskus von Deutsch-Südwest-Afrika für den Fall, daß er die in §§ 8 und 9 übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllt, das Recht ein, die Rückübertragung des Eigentums an der Farm zu verlangen und bewilligt und beantragt die Eintragung einer Vormerkung zur Erhaltung dieses Rechts im Grundbuch. — Die bereits geleisteten Zahlungen werden in diesem Falle unter Anrechnung eines angemessenen Pachtgeldes zurück-erstattet. Die Höhe des Pachtgeldes bestimmt das Kaiserliche Gouvernement.

§ 11.

Oeffentliche Wege und öffentliche Flußbette gehen nicht in das Eigentum des Käufers über.

§ 12.

Die Kosten sämtlicher Eintragungen im Grundbuch oder Landregister, sowie die gesamten durch Vermessung entstehenden Kosten fallen dem Käufer zur Last; dieser hat auch die Grenzmarken auf seine Kosten in ordnungsmäßigem Zustande zu erhalten.

Der Vertrag ist in zwei gleichlautenden Exemplaren aus-

vorgelesen, genehmigt, unterschrieben.

(Datum und Unterschriften)

Der Kaiserliche Distrikts-Chef.

Der Käufer.

*

*

*

